

# Ein Lexikon, das keines sein will . . . . .

ULRICH JOHANNES SCHNEIDER

Man stellt sich üblicherweise die Lexikographen als unglückliche Menschen vor, die in einfacher Sprache aufzuschreiben versuchen, was einer gründlichen Darlegung bedürfte. Jeder, der ein wenig Experte in einer Ecke des weltweiten Wissens ist, bedauert Verkürzungen und Vereinfachungen, wie sie ein Lexikonartikel verlangt. Das gilt für Fachlexika, aber auch für allgemeinbildende Lexika, wie sie insbesondere seit dem 18. Jahrhundert in Europa verbreitet werden. Dabei übersieht man häufig, dass solche Werke ganz verschiedene Wissensarten für ein allgemeines Publikum zusammenfassen, beispielsweise geographische und biographische Sachverhalte. Diese sind zu unterscheiden von wissenschaftlichen Artikeln, für die Fachsprachen und eigene Lehrbücher existieren.

Wer hat Cäsar ermordet? Wie kalt ist es in Sibirien? Was heißt es, in Amerika ein Sklave zu sein? Solche Fragen wurden in der Mitte der Aufklärungsepoche gestellt und damals schon in Lexikonartikel verpackt. Geschichte und Weltkunde interessierten allgemein. Es bestand dabei das Problem nicht darin, Lehrbücher abzukürzen und eine laienhafte Sprache an die Stelle begrifflicher Strenge treten zu lassen. Vielmehr äußerte sich die Herausforderung eher darin, auszuwählen, das Wichtige hervorzuheben und einen guten Überblick zu garantieren, seien es die Biographien bedeutender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder die Darstellungen von Orten und Ländern.

Hier darf man sich die Lexikographen als glückliche Menschen vorstellen, jedenfalls im 18. Jahrhundert, denn damals konnten sie beginnen, Völker und Sitten zu zeichnen, Lebensläufe nachzuerzählen sowie weitschweifig und sogar unterhaltsam zu werden, ein wenig wie Zeitungen. Nehmen wir das *Universal-Lexicon*, das der Leipziger Verleger Johann Heinrich Zedler 1732 erstmals auf den Buchmarkt brachte, und das mit dem letzten Band 1754 stolze 68 Folio-Bände erreichte. Vor allem gegen Ende wurde die redaktionelle Kontrolle ganz offenbar aufgegeben, denn die Artikel wuchsen ohne Maß.

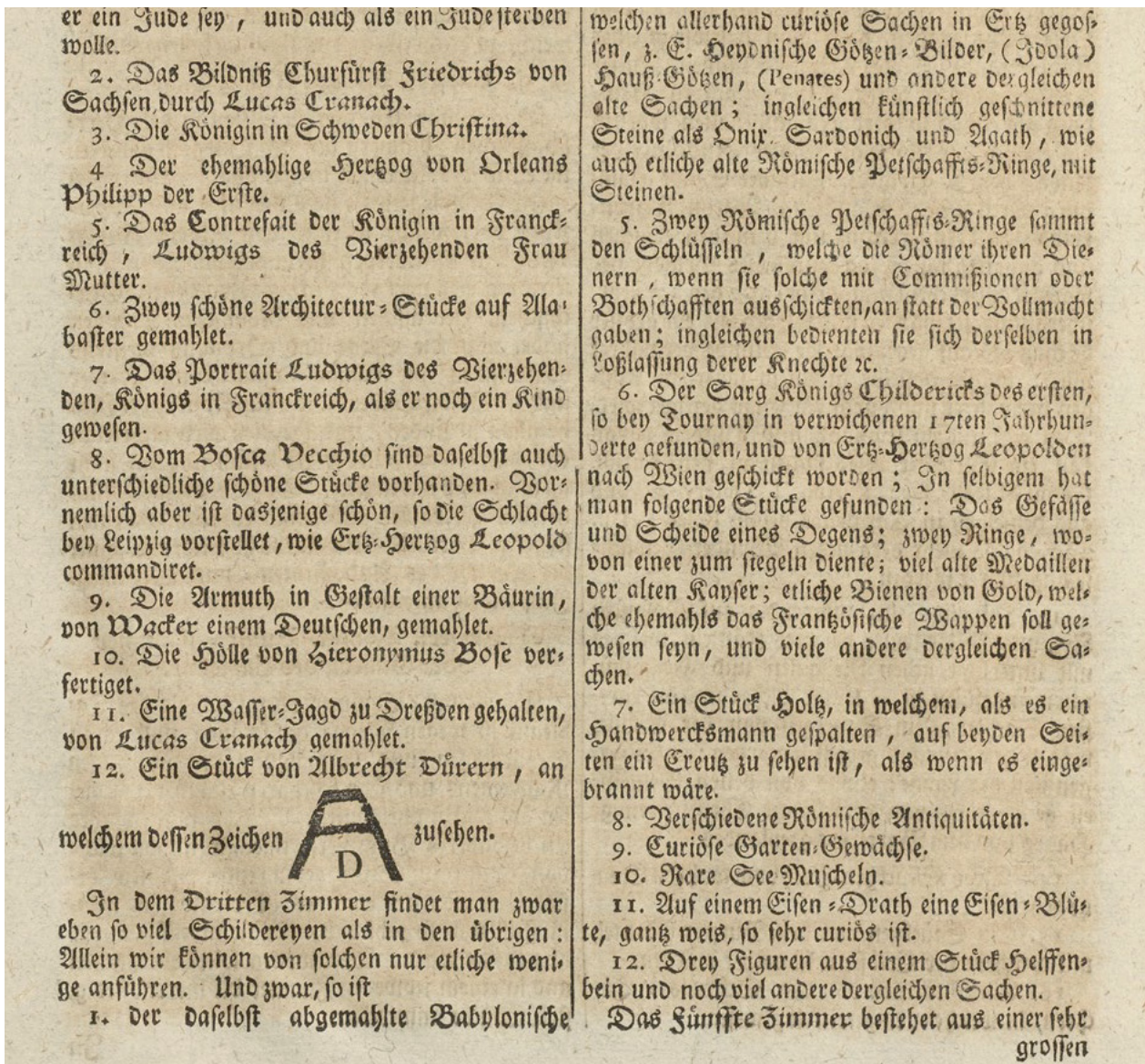
So zählt der Artikel über die Stadt Wien in Band 56 über 260 Spalten und stellt damit fast ein eigenes Buch im Buche dar. Zu Anfang des Lexikons und Unternehmens wurden andere Städte wie Amsterdam noch eher kurz abgehandelt, stellte man praktische Tipps in den Vordergrund – Währungen, Feiertage, Gewohnheiten beim Geldumtausch, wichtige Handelsplätze und dergleichen mehr. Noch in der Mitte des Lexikons herrschte bei Artikeln über Städte wie London oder Paris eine gewisse pragmatische Knappheit, wobei gelegentlich alte Stadtschilderungstraditionen aufgegriffen und etwa Straßen alphabetisch aufgelistet wurden. Diese Artikel bemühten sich um zutreffende Informationen, die gelegentlich sogar nützlich sein konnten – jedenfalls für jemanden, der dies aus einiger Entfernung und nur als Leser zur Kenntnis nahm.

Der Artikel über Wien nun fällt etwas aus dem Rahmen, nicht nur der Länge wegen. Hier ist keine pragmatische Informationsverdichtung zu erkennen. Vielmehr wirft sich der Artikelschreiber einen Umhang um, verkleidet sich als Journalist und Stadtführer und erfindet nebenbei eine Frühform des Reiseführers, den es als Baedeker erst knapp 100 Jahre später geben sollte. Die Lizenz zum Abschweifen wurde ganz offenbar erteilt. Die Lexikonmacher hofften vielleicht auf neugierige Leser mit starken Unterarmen (der Band wog gut 3 Kilo), genügend Geld (ein Band kostete zwei Reichstaler) und ausreichend Geduld, sich auf dem Papier nach Wien entführen zu lassen.

Der unbekannte Verfasser lädt zunächst (ab Spalte 31) zu einem Spaziergang durch die Hofburg ein, führt durch das Gebäude, schildert die Dinge, die man links und rechts zu sehen bekommt, öffnet Schränke und Schubladen und verplaudert sich kulturhistorisch an vielen Stellen. Auf Spalte 109 reißt er sich sozusagen rhetorisch am Riemen, wechselt ins historische Fach. Er kommt ausführlich auf die Belagerung Wiens durch die Türken zu sprechen (bis Spalte 138), man hört die Kanonenkugeln pfeifen, man zittert mit ihren Einschlägen und bewundert den mutigen Pfarrer, der direkt an der Mauer den Beistand Gottes für die belagerte Stadt herbeifließt. Dieser Rückblick in ein tragisches und zuletzt glücklich überstandenes Moment der Stadtgeschichte wird unversehens abgebrochen und überführt in eine Soziologie der Stadt und ihrer Kultureinrichtungen. So werden auf den letzten hundert Spalten die Kirchen geschildert und die Universität erklärt, dabei lang aus dem lateinischen Stiftungsbrief zitiert.

Nun kann man im enzyklopädischen Schreiben ganz allgemein verschiedene Motive am Werk sehen und einen gewissen Mix aus Zeitungsschreiberei, Journalismus und pädagogischer Belehrung diagnostizieren. Es ist durchaus vorteilhaft für das Verständnis der Lexikomanie des 18. Jahrhunderts, wenn man nicht nur das Motiv der Wissensvermittlung unterstellt und sich offen hält für eine Erfahrung des Lexikonlesens, die vielfältig ist und auch Vergnügen sucht. Selten aber ist ein fremdenführerischer Elan wie beim Artikel »Wien«. Hier findet sich das Lexikon gewissermaßen berauscht vom eigenen Text, von der Beschwörung ferner Kultur und Kunst und der Hingabe an spannende Geschichten. Die Leserinnen und Leser des Artikels »Wien« werden kaum zu kritischer Prüfung oder zum Vergleich eingeladen. Das Erzählerische trumpt auf und das Lexikon will an dieser Stelle definitiv keines mehr sein.

Wie zum Beweis für solche Selbstvergessenheit gibt es eine typographische Besonderheit auf der Spalte 63 mitten im Spaziergang durch das Innere der Hofburg, eben als die Kabinette mit den Stichen und Zeichnungen berühmter Künstler besprochen werden. Absatz für Absatz werden Schränke geöffnet und Schubladen aufgezo-



Universal-Lexicon Bd. 56, Leipzig 1748, Spalten 63/64, Ausschnitt

Absatz beschreibt der Text, was man zu sehen bekommt, wie wenn man vor Ort diese Tätigkeiten selbst verrichtete. Und dann geschieht es: Eine Schublade wird geöffnet mit einem Blatt des Renaissance-Künstlers Albrecht Dürer, und auf einmal bricht die Beschreibungssprache auseinander, typographisch, und macht Platz für eine Reproduktion. Für einen kurzen Moment übernimmt im Text das ehrfurchtsvolle Zeigen die Regie und setzt mitten in die simple und rasch montierte Zeilenfolge des Lexikontextes das Monogramm des berühmten Künstlers, dessen ineinander geschobene Anfangsbuchstaben A und D.

Man sollte ergänzend anfügen, dass Bildmaterial im Universal-Lexicon äußerst selten ist. Kupferstiche waren wohl zu teuer und standen der Platzkalkulation für die vielen unterschiedlichen Artikel im Wege, die bei einem Jahresausstoß von 4.000 Seiten oft in verschiedenen Druckereien parallel gesetzt wurden. Und darum macht das plötzliche Auftauchen des Dürer'schen Monogramms eine solche Sensation. Es verrät uns als ein Bildchen mitten im Erzählen von dem Wunsch des Lexikons, wenigstens für einen Moment kein Instrument der Vermittlung zu sein, das

durch Beschreiben und Erklären die Vorstellungen reizt, sondern einfach zeigt.

Enzyklopädien gehören in das kulturelle Archiv, das wir Bibliothek nennen und worin die Zeugen unserer literarischen Tradition aufbewahrt werden. Bibliotheken sind zugleich Orte der Kultur des Lesens, das zum Wissen verhilft, aber auch mit unseren Wünschen und Träumen verschwistert ist, wie der Blick in die Bücher oft genug verrät selbst an unerwarteter Stelle, wie im Universal-Lexicon auf Spalte 63 von Band 56.

Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider ist Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig und außerplanmäßiger Professor für Philosophie an der Universität Leipzig.